Tagesanzeiger.ch, 13.01.2026

«Warum muss jemand unter so vielen Schmerzen weg von dem Ort, wo er die letzten Wochen seines Lebens verbracht hat?»

GLP-Kantonsrätin Claudia Hollenstein setzt sich im Interview für Sterbehilfe in Spitälern ein. Ihr Vater musste für seinen begleiteten Suizid unter grossem Leiden nach Hause verlegt werden.

Liliane Minor,Manuela Matt-Merk

Dieses Jahr muss der Zürcher Kantonsrat entscheiden, wie er sich zur Volksinitiative «Selbstbestimmung am Lebensende» stellt und ob er einen Gegenvorschlag unterstützt, der vorsieht, dass alle Alters- und Pflegeheime und Spitäler Sterbehilfe in ihren Räumen zulassen müssen.
Die gelernte Pflegefachfrau und GLP-Kantonsrätin Claudia Hollenstein (58) setzt sich dafür ein – weil sie weiss, was es heisst, wenn ein Spital einer schwer kranken Person keine Sterbehilfe erlaubt.

Frau Hollenstein, Sie haben sich für dieses Interview an einem Ort fotografieren lassen, der Ihnen viel bedeutet.
Ja, absolut. Ich wohne hier in Uerikon mit Sicht auf den Zürichsee und den Etzel. Ab dem Moment, als mein 80-jähriger Vater Anfang 2024 die Diagnose Lungenkrebs erhielt, bis zu seinem Tod gut fünf Monate später bin ich oft vor meinem Haus auf der anderen Strassenseite am Zaun gestanden, um in die Ferne zu blicken und meine Gedanken schweifen zu lassen.

Sie setzen sich aufgrund Ihrer damaligen Erfahrungen dafür ein, dass Spitäler Sterbehilfe zulassen müssen. Was ist passiert?
Mein Vater erhielt anfangs Chemotherapie und Bestrahlung. Als klar wurde, dass er unheilbar krank ist, wurde er in ein anderes Spital verlegt. Welches das war, tut hier nichts zur Sache. Dort wäre er gern gestorben. Aber das Spital hat das nicht zugelassen.

Weil er Sterbehilfe in Anspruch nehmen wollte?
Genau. Er wollte mit Exit gehen. Sein wichtigstes Anliegen war, nicht abhängig zu sein und nicht mit Schmerzmitteln vollgepumpt zu werden, sondern selbstbestimmt sterben zu können. Sich waschen und füttern zu lassen oder gar Windeln tragen zu müssen, war für ihn unvorstellbar.

War ihm die Möglichkeit, selbstbestimmt sterben zu können, schon immer ein Anliegen, oder kam der Wunsch erst mit der Erkrankung?
Das war immer sein Wunsch. Er hatte etliche ältere Freunde, und einige sah er sterben. Bei zwei guten Freunden muss es ganz schlimm gewesen sein, wie er erzählte. Das sollte ihm nicht passieren. Er wollte bis zum Schluss so selbstständig bleiben, wie er es zeitlebens war.

Warum verwehrte ihm das Spital seinen Wunsch?
Es gab keine wirkliche Begründung. Es hiess nur, dass Sterbehilfe nicht möglich sei.

Wusste Ihr Vater bei der Verlegung davon?
Ich glaube nicht. Vielleicht hat er auch gehofft, dass er die Verantwortlichen würde umstimmen können. Er war früher ziemlich gut darin, Menschen zu überzeugen.

Was hat das Nein des Spitals ausgelöst?
Die zweite Frau meines Vaters war die ganze Zeit bei ihm im Spital, die beiden haben stundenlang darüber geredet, wie es nun weitergehen sollte. Und auch mit mir war sein Wunsch fast täglich ein Thema. Schliesslich hat er sich entschieden, daheim zu sterben. Obwohl klar war, dass der Transport qualvoll würde. Er hatte starke Schmerzen, sein Tumor hatte am Rücken eine Auswölbung gebildet. Jede Bewegung tat weh. Er sagte uns immer: «Ich will so schnell wie möglich gehen, so lange ich noch klar im Geist bin» – nachher ist ein begleiteter Suizid nicht mehr zulässig. Gleichzeitig war natürlich auch eine grosse Trauer da.

Stand je zur Diskussion, angesichts der Umstände auf Sterbehilfe zu verzichten?
Nein, das kam für meinen Vater nicht infrage. Er sagte immer, er wolle nicht abhängig sein. Und für uns alle war klar, dass wir seinen Wunsch respektieren.

Er musste dann zum Sterben unter grössten Schmerzen nach Hause transportiert werden.
Ja, mit der Ambulanz. Er musste sitzend gefahren werden. Daheim musste er Stiege für Stiege das Treppenhaus hinauf getragen werden. Die Kraft reichte nicht mehr, selbst hinaufzugehen. Das war eine irrsinnige Prozedur, er konnte sich vor Schmerzen kaum bewegen.

Warum hat er für den Transport keine Schmerzmittel erhalten?
Man hätte ihn sedieren müssen, um ihm die Schmerzen zu nehmen. Aber für einen begleiteten Suizid darf die Entscheidungsfähigkeit nicht beeinträchtigt sein. Es gab auch ein Erlebnis im Spital, das ihn alarmiert hat: Einmal hat er sich nachts starke Schmerzmittel geben lassen, und danach ist er aufgestanden und wollte nach Hause. Seine Frau hatte grösste Mühe, ihn zurück ins Bett zu bringen. Aber davon wusste er am nächsten Tag nichts mehr. Das hat ihn völlig aus der Bahn geworfen.

«Wäre es nicht so traurig, könnte man von einem guten Erlebnis sprechen.»
Wie haben Sie den Tag seines Todes erlebt? Mögen Sie davon erzählen?
Ja, natürlich. Ich fuhr mit den Zug zu ihnen nach Zürich, auf dem Weg habe ich rote Rosen gekauft. Er hat Blumen immer geliebt. Als ich eintraf, war er schon daheim. Ich hatte den Eindruck, dass er zu dem Zeitpunkt schon … wie soll ich sagen? Nicht gerade in einem Tunnel, aber sehr fokussiert war auf das, was kommt. Ich habe dann auf die Exit-Mitarbeitenden gewartet, um ihm und seiner Frau noch etwas Raum zu geben. Im Spital waren sie ja nie allein. Er ging noch auf die Toilette, wusch sich, das war ihm sehr wichtig. Auch die Bettwäsche hat er ausgesucht. Dann kamen eine Sterbehelferin und eine Anästhesistin von Exit. Die Anästhesistin hat ihm eine Infusion gesteckt. Sie hat das sehr einfühlsam gemacht und mit ihm geübt, wie er die Infusion öffnen muss. Alles lief ganz ruhig ab. Wäre es nicht so traurig, könnte man von einem guten Erlebnis sprechen, wie man mit Menschen umgehen kann.

Und dann hat er sich verabschiedet?
Ja. Wir haben zu dritt ein letztes Foto aufgenommen, mein Vater, seine Frau und ich. Ich habe es bis heute auf meinem Handy. Sehen Sie, für uns hat er nochmals in die Kamera gelächelt. Dann hat er das Hebelchen umgelegt und ist sehr schnell eingeschlafen.

Wie war dieser Moment für Sie?
Irgendwie sehr friedlich, stimmig, traurig. Wir wussten: Jetzt kommt es so, wie er es wollte.

Und nun sitzen Sie in der Kantonsratskommission, welche die Volksinitiative «Selbstbestimmung am Lebensende» behandelt. Sie setzen sich dort für einen Gegenvorschlag ein, der vorsieht, dass Spitäler und Altersheime Sterbehilfeorganisationen Zutritt gewähren müssen. Sie möchten anderen Menschen das Schicksal Ihres Vaters ersparen.
Ja, das ist der eine Grund. Warum muss jemand unter so vielen Schmerzen weg von dem Ort, wo er die letzten Wochen seines Lebens verbracht hat? Das verstehe ich nicht. Der zweite Grund ist: Als Pflegefachfrau kenne ich viele Spitäler, und ich glaube, es ist überall möglich, einen Raum für Sterbehilfe zur Verfügung zu stellen. Es muss ja niemand dabei sein, der das nicht will.

Die Gegnerinnen und Gegner argumentieren, Spitäler hätten eine kurative Aufgabe, Sterbehilfe widerspreche diesem Grundsatz. Und sie fürchten Konkurrenz für palliative Angebote. Ist das für Sie kein Argument?
Natürlich haben Spitäler die Aufgabe, Menschen zu heilen. Aber in manchen Fällen gibt es keine Heilung. Und zur Palliativpflege: Das ist auf jeden Fall eine gute Sache. Aber es gibt Menschen, die das nicht wollen. Für viele ist Palliativpflege stimmig. Aber für viele eben nicht. Sterbehilfe ist eine Ergänzung, keine Konkurrenz.

Wie viele Spitäler lassen denn heute Sterbehilfe zu?
Das ist unklar. Manche sagen, im Einzelfall sei Sterbehilfe möglich. Aber die Spitäler informieren nicht offen darüber. Und manchmal, so habe ich mir sagen lassen, hängt die Antwort davon ab, wen man fragt. Die aktuelle Diskussion erinnert ein wenig an die Zeiten vor etwa 20 Jahren, als über Palliativpflege gestritten wurde. Auch damals gab es Stimmen, die befürchteten, Kranke würden aufgegeben.
Der Tod ist ein emotionales Thema, das jeden trifft und vielen Angst macht. Deshalb gehen die Wogen so hoch. Wir sollten respektieren, dass jeder Mensch anders darüber denkt. Man kann ganz verschiedene Haltungen zur Sterbehilfe haben – aber man sollte sie anderen nicht überstülpen. Ich habe nicht das Recht, meinem Vater zu sagen: «Ich finde es falsch, dass du Sterbehilfe in Anspruch nehmen willst, mach es doch anders.»

Verstehen Sie die Sorge, alte und kranke Menschen könnten sich zur Sterbehilfe gedrängt fühlen?
(überlegt lange) Nein. Nein, ich glaube nicht. Wer so argumentiert, nimmt die Menschen mit ihren Erfahrungen und ihren Wünschen am Lebensende nicht ernst.